

Petra Pflaum-Heinz

U-Bahn-Gesichter
Roman

Erschienen bei Tredition

2. Auflage 2016

© 2016 Petra Pflaum-Heinz

www.petrapflaumheinz.de

Verlag: tredition GmbH, Hamburg

www.tredition.de



2. Auflage

ISBN

Paperback: 978-3-7345-1481-4

e-Book: 978-3-7345-4174-2

Printed in Germany

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Rechte für die deutsche Ausgabe liegen beim Autor
Das Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung und Vervielfältigung des Werkes ist ohne Zustimmung
des Autors unzulässig und strafbar. Alle Rechte, auch die des auszugs-
weisen Nachdrucks und der Übersetzung, sind vorbehalten! Ohne aus-
drückliche schriftliche Erlaubnis des Autors darf das Werk, auch nicht
Teile daraus, weder reproduziert, übertragen noch kopiert werden, wie
zum Beispiel manuell oder mithilfe elektronischer und mechanischer
Systeme inklusive Fotokopieren, Bandaufzeichnung und Datenspeiche-
rung. Zuwiderhandlung verpflichtet zu Schadenersatz.

Personen und Handlung sind frei erfunden.

Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig
und nicht beabsichtigt.

Coverdesign/ Konzept: Marc Köschinger,
samesamebutmine.com

Korrektur: Marianne Glaßer

Noch Jahre später dachten sie daran zurück.
Sie würden ihn nie mehr vergessen.
Nicht diesen Tag!
Auch nicht diese Stunden!
Auch nicht die endlos langen Minuten, in denen alles
stillstand.
Die besondere Umgebung! Die außergewöhnliche Atmo-
sphäre! Das Knistern der Luft! Die Spannung! Die Atem-
losigkeit! Die Unruhe!
Sogar ein wenig Sorge! Sogar ein wenig Angst!
Aber die Zeit für die Gedanken! So intensiv wie nie!
Das Sich-Hineindenken in die Köpfe! Das Spiel ihrer
Fantasie! Arglos und gewagt!
Ein wenig Neid, ein wenig Frust, ein wenig aber Sehn-
sucht!
Sehnsucht nach dem Anderen!
Fragen, Antworten und irgendwann das Verstehen!
Schließlich eine Lösung. Als würde es nichts Einfacheres
geben!
Klar vorgezeichnet, machbar!
Er hatte alles verändert, dieser Tag!
Nicht langsam, nicht Stück für Stück!
Er gab keine Zeit, die Dinge reifen zu lassen, und sie
spürten, die Zeit war längst reif!
Kein Warten mehr!
Kein Nachdenken! Keine Ausreden!
Er vergewisserte sich auch nicht, ob der Zeitpunkt passte,
dieser Tag!
Es geschah einfach!

Heidelinde und Constanze und die vielen anderen Menschen an einem besonderen Ort, an einem besonderen Tag!

1

Es war ein Apriltag, wie so viele vorher in ihrem Leben. Aber strahlender hätte er nicht sein können, dieser Tag. Dieses Jahr brach er mit allen Gewohnheiten, der April! Trocken kam er daher, trocken und warm, mit gleißender Sonne am stahlblauen Himmel. Neunzehn Tage schon, und an diesem Tag sollten es 22 Grad werden.

Ein Tag nach Vollmond, vier Tage vor Ostern. Vier Tage nach „nicht schlafen können vor dem Vollmond!“.

Das war es auch schon.

Sie spürte nichts. Keine Veränderung! Keine Anbahnung schwerwiegender Andersartigkeiten.

Als die Katze kam, morgens um fünf, atmete sie tief ein. Sie war frisch, die Luft, angenehm angereichert mit dem Duft der ersten Blüten. Dazu das Morgenkonzert der Vögel.

Gigantisch inszeniert!

Vor ihr tat sich Großes auf. Der neue Tag, der über den Horizont kroch.

Auf ihrem Bett zusammengerollt die Katze.

Die Katze, dachte sie, hatte es gut. Sie sorgte sich nicht.

Am frühen Morgen legte sie sich zum Schlafen auf ihre Bettdecke. Am Tag stand Futter bereit, ihr Lieblingsfutter, und des Nachts lockten die Streifzüge.

Ein gemächliches Leben, allenfalls unterbrochen durch Attacken ihrer Artgenossen.

Mal ein blutendes Ohr, ein zerbissener Schwanz, ein herabhängendes Stück Haut, das genäht werden musste, immer in der Obhut ihrer Menschen. Im Notfall würde ein Tierarzt es richten.

Die Katze, dachte sie, hatte es gut.

Sie zog an der Bettdecke. Nur ein wenig, um die Katze nicht zu stören, denn sie fröstelte.

In all den Jahren, in denen sie nun schon in diesem Bett lag, floss das Leben gleichmütig dahin, schlossen sich den unaufgeregten Tagen unaufgeregte Nächte an.

Es hatte Aufgeregtes gegeben, auch Spannendes und das leise Lachen einer tiefen Liebe.

Wenn sie die Augen schloss, konnte sie es noch hören, füllte sich der Raum mit dem Knistern der Erotik. Dieser Hauch der Vergangenheit flog durch ihre Gedanken. Sie meinte zu spüren, zu riechen, zu schmecken und einen Augenblick lang erbebt sie.

Sie ließ sich mitreißen, fühlte Glut in ihrer Brust, Leidenschaft in ihren Adern und Verlangen.

Es war immer noch da. Sie lebte noch. Sie fühlte noch.

Da war es noch, dieses leise Lachen der Liebe.

Heidelinde Kremer lebte ihr seichtes Leben. So eines ohne große Aufregung. Es ebte dahin. Es hatte eine Stunde, es hatte einen Tag, einen Monat und ein Jahr, dieses Leben.

Es hatte den Morgen und den Abend, das Frühstück, das Mittag- und das Abendessen. Es hatte die Sonne und den Regen, das Frühjahr und den Herbst und Weihnachten, viele Weihnachten.

Ihr Geburtstag mit Rosen und auch ihr Hochzeitstag, dreißig Mal schon. Extra bestellt waren sie, diese Rosen, und rot, so dunkelrot und besonders, ganz besonders. Das macht man so, das wusste er! Das hat Akzeptanz!

Und eigentlich – und das wusste sie – hätte sie sich geschämt ohne die Rosen, ohne das Dunkelrot.

So war es klar: Er liebte sie, sie liebte ihn! Dokumentiert, zweimal im Jahr.

Ihr Franz, ihr Ehemann.

Nur, Heidelinde spürte sie nicht mehr, seine Liebe. Sein Verlangen war seinem Schnarchen gewichen, seine Lust untergegangen irgendwo im täglichen Einerlei. Stress hatte er, das sagte er immer. Stress machte ihn fertig. Stress fraß ihn auf.

Das hatte sie nicht, Stress.

Sie hatte es doch so schön! Sagte er!

Ein Leben im Luxus, das hatte sie.

Und sie müsse doch spüren, dass er außergewöhnlich gut für sie Sorge.

Und deswegen, so sagte er auch, müsse sie glücklich sein. Sie sei gewissermaßen dazu verpflichtet.

Was brauchte sie noch? So ein Leben wünschte sich mancher.

Kein Plan, keine Hektik und daheim, immer daheim. Ein bisschen Kochen, ein wenig Waschen, Putzen und Bügeln, ein Ausgleich doch, ein Raus aus der Langeweile, eine Freude, solange die Kinder in der Schule waren.

Wie hätte sie ihm widersprechen können?

Isabella und Norbert, ihre Zwillinge.

Eine schwere Schwangerschaft voll Übelkeit.

Ein genervter Franz. Wie hatte er das alles nur aushalten können?

Dann eine schwere Geburt.

Sie hatten sich so viel Zeit gelassen. Erst Isabella, die sie liebevoll Isa nannte. Noch immer hatte sie die Nase weit vorn, genauso, wie sie das Leben begonnen hatte. Dann Norbert, sechs Stunden später. Nobby musste beinahe

geholt werden und er schrie nicht gleich. Es dauerte. Und so war er heute. Ein wenig langsam in allen Dingen.

Und Heidelinde? Sie war stolz. So stolz, wie man nur sein kann, wenn man Mama geworden ist. Noch dazu gleich doppelt. Welche Freude.

Auch Franz war stolz. Vor allem auf den Buben. Dass er als Zweiter in die Welt kam, musste ja nicht ausgesprochen werden. Wen interessierte das schon?

Damit war seine Rolle als Vater erledigt. Sein harter Job, die Vereine, sein über alles geliebter Ruderclub, gerade dort war sein ganzer Einsatz verlangt.

Wo wäre da noch Zeit geblieben, sich gleich um zwei schreiende Babys zu kümmern?

Das Haus hatten sie 1990 gebaut! Es war Zeit geworden. Höchste Zeit!

„Wie sieht das denn aus, dass wir noch immer kein Haus haben!“, hatte Franz gesagt.

„Sie könnten denken, wir können uns gar nichts leisten!“

Es war schlimm, wenn sie etwas dachten! Egal, was es war! Dem musste vorgebeugt werden. Sie sollten keine schlechte Meinung haben. Von nichts. Nicht von den Umständen, nicht von ihnen. Von nichts.

Ein Wettlauf mit der Zeit. Kleinkes hatten ihr Haus schon zehn Jahre. Mehrikes seit fünf, und Kremers? Kremers zogen nicht nach. Es dauerte. Das war nicht gut. Dann endlich Richtfest. Richtspruch und Bier, Bier, Bier. Danach ging es Franz besser. Jetzt war er wer! Jetzt war es recht.

Ein schmuckes Einfamilienhaus. Nicht groß, nicht klein. Erdgeschoss, erster Stock, ein mit roten Schindeln gedecktes Dach. Schräg, spitz, Dachgauben.

Weißer Putz, schon bald ein wenig grau. Kleine Fenster, aber zum Garten hin groß, wuchtig, grüne Fensterläden. Zeitgemäß modern, Haustüre und Fensterrahmen aus braunem Holz und große Schiebetüren in den Garten. Neben der Haustür die Hausnummer 17, weiß auf Dunkelbraun. Nach der Dreizimmerwohnung recht geräumig. Von 80 auf 150 Quadratmeter, mit Garage für den Kombi und Garten.

Da war auch Heidelinde glücklich gewesen. So glücklich. Jetzt hieß es sparen. Für Heidelinde. Nicht für Franz.

Wozu noch eine Bluse? Fünf mussten genügen! Wie, zu alt? Gut genug! Kein Platz im neuen fünftürigen Schrank. Kein Zimmer für sie. Keine Privatheit, keine Erfüllung ihres innigsten Wunsches. Dafür aber ein Raum für die Wäsche, zum Bügeln und Nähen, unten im Keller.

In den Vorgarten pflanzte sie Buchs, mitsamt der Pflicht zum kugelrunden Schnitt.

Wie sie das hasste. Wie sie den Buchs hasste.

Sie liebte die fließenden Übergänge, liebliche Pflanzen, die wachsen durften nach Belieben.

Freiheit für alle, auch für die Pflanzen.

Aber nicht bei Franz. Nicht in seinem Vorgarten. Da hatte Ordnung zu herrschen. Gepflegte Ordnung.

„Der Vorgarten ist unsere Visitenkarte!“, sein Standard-satz, und: „Ein Vorgarten sagt etwas über die Leute aus!“

Also blieb der Buchs in Form. Sauber geschnitten, kugelrund und akkurat.

Neue Möbel akzeptierte er. Statt der abgewetzten braunen Ledercouch eine moderne hellgraue Sitzecke mit zwei Beistellteilen. Mehr nicht!

Das wollte er nicht! Keine Veränderung bitte!

Was er wollte, war Gesetz! Das wusste sie doch!

Sie wusste es von dem Moment an, als sie verheiratet waren. Nachdem er sie über die Schwelle getragen, ihr den Schleier abgenommen hatte und neben ihr im Rausch des Alkohols eingeschlafen war, mit leicht geöffnetem Mund und einem zufriedenen Grunzen, morgens um fünf, begleitet vom frühen Gezwitscher der Amseln.

Hochzeitsnacht! Liebe, Glück, Freude!

Stattdessen die ersten Zweifel! Unter dem Dachfenster der Dreizimmerwohnung, neben einem erbärmlichen Ehemann, neben dem Gestank von Rauch, Bier, Schweiß und Küchenfett.

Den Mai hatten sie sich ausgesucht. Den Mai für Romantik und Liebe, mit Maiglöckchen im Brautstrauß, mit einem Kleid aus Spitze, langer Schleppe und Schleier und einem Anzug mit Weste.

Sie hatte wirklich daran geglaubt. An die große Liebe. Daran, dass er sie auf Händen tragen würde, daran, dass das Glück immer bei ihr bleiben würde.

Er blieb! Sie blieb! Das Glück blieb nicht.

Es ließ sich auch im neuen Haus nicht finden. Es war wohl gar nicht mehr mit eingezogen!

An jenem 19. April hatte der Wecker wie immer um sechs Uhr geläutet. Sie hätte ohnehin nicht länger schlafen können.

Schon tagelang war sie von einer inneren Unruhe getrieben, die sich in der Nacht fortsetzte. Sie bescherte ihr einen schlechten Schlaf, lange Phasen, in denen sie wach lag und grübelte.

Kein Wunder! Dieser Tag, ihr Tag, beschränkte sich meist auf einziges Mal pro Jahr. Einmal nur sie! Mit sich allein, mit ihren Gedanken, mit ihren Wünschen, mit ihren Sehnsüchten!

Also fieberte sie ihm entgegen, diesem Tag. War das Glück ihr hold, bekam sie vielleicht noch einen zweiten Tag, doch das war nie gewiss.

Auch Albträume plagten sie! So träumte sie oft, sie wäre woanders! In einem anderen Haus, in einer anderen Umgebung! Alles war durcheinander, Chaos überall. Kaum wahrnehmbar ein leises Schluchzen, irgendwo. Aber sie, sie saß inmitten des Ganzen glücklich und zufrieden. Dazu leise Musik, sanft, melancholisch und es fühlte sich gut an, so gut! Sie wollte bleiben, sich zurücklehnen, nie mehr zurückgehen.

Aber dann, wenn es am schönsten war, wenn sie sich richtig wohl fühlte, donnerte und blitzte es, alles verdunkelte sich, das Haus stürzte in sich zusammen.

Wenn der Wecker klingelte, ließ sie sich meist noch etwas Zeit. Ein paar Minuten, sich zu sammeln.

Fühlte sie oft eine große Leere, manchmal sogar eine quälende Angst vor dem, was kommen würde, so hatte sich an diesem Dienstag alles gut angefühlt.

Gut gelaunt war sie aus dem Bett gesprungen. Zuerst sie, er eine gute Viertelstunde später. Er mochte sie am Morgen nicht ansehen! Sie mochte nicht von ihm gesehen werden.

Aus dem Radio die gleichen schlimmen Schreckensnachrichten der letzten Wochen. Die Tsunamikatastrophe in Japan, die Hölle in Libyen, die Atomdebatte in Deutschland.

Sonst das tägliche Szenario: Zähneputzen, Duschen, Anziehen. Alles wie immer.

Aber irgendetwas war anders. Sie war aufgeregt!

Unter der Dusche hielt sie inne, strich sich zart über ihre Arme, nahm sich mehr Zeit als sonst. Noch einmal griff

sie nach dem Duschgel, verteilte es sanft mit überkreuzten Händen auf ihren Oberarmen, senkte den Kopf, schloss die Augen und berührte mit Kinn und Nase ihre Haut. Sie mochte sich noch. Sie fühlte sich gut an. Sie roch gut.

Noch zeigte der Spiegel eine schöne Heidelinde. Noch war ihre Haut glatt, die Falten wenig, ihr Gesicht gepflegt und das Haar voll und seidig. Sie wusste, dass sie noch eine andere Heidelinde herzaubern konnte, mit Wimperntusche für die grünen Augen, Make-up, Lippenstift, und sie wusste auch, dass ihre schulterlangen braunen Haare mit einem frecheren Schnitt aus ihr etwas anderes machen würden. Nur ihm, ihm würde das nicht gefallen.

Im nächsten Jahr würde ein neuer Rosenstrauß ins Haus kommen und Franz würde unerbittlich lächelnd den 49 Stück vom letzten Jahr eine weitere hinzufügen.

Vor dem Schränkchen mit ihrer Unterwäsche zögerte sie. Nur kurz. Dann war es klar.

Es war ein Tag dafür. Ein Tag für das unterste Fach, ein Tag für teure Spitze.

Cremeweiß, Seide. Gekauft vom Geld ihrer Großmutter. Von dem Geld, von dem er nichts wusste, geparkt auf einem Sparkonto, das er nicht kannte.

Ein kleines Sümmchen, ihr Sümmchen, ein Sümmchen für Träume.

Er kannte die Seide nicht. Nie hatte er sie darin gesehen. Sie fürchtete seinen Spott, seinen Sarkasmus. Es würde sie nicht schöner machen, würde er sagen. Es wäre albern, lächerlich, völlig daneben und vor allem unnötig. Wo sie damit hinwolle, würde er fragen, und sie solle sich nicht blamieren, natürlich nur um seinetwillen.

Vielleicht würde er sie sogar verspotten, vielleicht sogar erniedrigen. All das würde er tun. Sie war sich sicher!

Jetzt aber war sie hineingeschlüpft in die zarte Wäsche, hatte edle Körpercreme aufgetragen, zusammen mit dem Duft für besondere Anlässe. Anlässe, die sie gar nicht mehr hatte.

Sie fühlte sich stark, sie fühlte sich begehrenswert, sie spürte eine Heidelinde, die sie gar nicht mehr kannte.

Lag es an der Seide, dass dieser Tag so anders wurde als die Tage vorher, an denen sie genau dasselbe getan hatte? Oder war die U-Bahn, die sie wie immer genommen hatte, schuld, weil sie stehen blieb irgendwo im Untergrund? Wäre alles anders geworden, wenn sie die acht Stationen zwischen dem Anfangs- und dem Endpunkt einfach so durchlaufen hätte, wie immer? So gedankenlos wie all diese Menschen, die mit ihr diese Stationen erlebten, die ihr nah waren für Minuten, die sie ihr sonst niemals gegeben hätten?

Franz hatte ihr am Frühstückstisch gegenübergesessen, die Nase tief hinter der Zeitung versteckt, seine Hand dauernd an der Kaffeetasse, ab und an einen Schluck nehmend.

Seine Nase bemerkte nichts. Sie nahm den feinen, zarten Duft ihres Parfums nicht einmal wahr. Auch sie ignorierte alles, was mit Heidelinde zu tun hatte. Alles, unerbittlich, gnadenlos.

Sie hasste diese Nase, die ein wenig zu groß in diesem harten Gesicht thronte. Sie hasste das Gesicht, in dem die Nase Alltägliches roch, sie hasste all die Gesten des täglichen Rituals und in diesen Momenten hasste sie auch sich.

„Verdammt, ist der heiß!“, fluchte er. „Kannst du dir nicht endlich angewöhnen, den Kaffee als Erstes zu machen, damit er abkühlen kann?“

Heidelinde antwortete nicht. Seine Fragen verlangten nie eine Antwort. Er fragte einfach so.

„Wann fährst du?“, fuhr er fort. Auch das beantwortete sie nicht. Im Grunde interessierte es ihn nicht.

„Wie lange bleibst du?“, kam hinter der Zeitung hervor. Irgendwann war er aufgestanden, hatte seine Tasche genommen und war gegangen.

Irgendwann war sie aufgestanden, hatte ihre Tasche genommen und war gegangen.

Wie hätte sie ahnen können, dass ihr Aufbruch ein so ganz anderer war als der seine?

Er brach auf in sein tägliches Leben. Sie brach auf, um Gesichter zu treffen. Sie brach auf in ein neues Leben. Aber das wusste sie noch nicht.

Heidelinde und Franz, ein Paar auf dem Land.

Beschaulichkeit, Ruhe, gemischt mit dem Klatsch und Tratsch des Dorflebens, das war ihr Leben. Doch Heidelinde war das nicht genug. Sie sehnte sich nach der Großstadt. Nach dem geschäftigen Treiben, hin und wieder. Nach dem Geruch und den Geräuschen der Welt.

Nach der Andersartigkeit, der großen Bühne. Ihre Suche nach Offenheit und Freiheit war ausgebremst durch die Enge des Dorfes.

Und so machte sie sich auf den Weg, jedes Jahr, um aufzusaugen und zu genießen, was sie so schmerzlich vermisste.

Sie war keine geübte, jedoch auch keine schlechte FahrerIn.

Für Franz jedoch gehörten Frauen nicht ans Steuer. Das sei gefährlich, meinte er.

Es war die Art, wie er darüber sprach. Sein Zynismus, der sie so verletzte.

„Ein Auto und Heidelinde!“, witzelte er. „Das geht gar nicht! Erst müsste man die Straßen sperren, bevor man die beiden losließe!“

Er war der festen Überzeugung, dass Heidelinde überhaupt nicht fahren könne, dass man dafür Sorge tragen müsse, dass sie so wenig wie möglich ein Auto in die Finger bekäme. Schließlich sei es ein Wunder, dass sie noch keinen Unfall verursacht habe. Wahrscheinlich nur, weil er ihr ein ganz kleines Auto gekauft hatte, denn mit seinem, dem mit Understatement, könne man sie allenfalls fahren lassen, wenn er danebensäße und Anweisungen gäbe, und auch dann sei die Sache gut zu überdenken und nicht ohne Risiko.

Sein Auto, sein Heiligtum!

Um nichts sorgte er sich mehr.

Heidelinde, Auto und Risiko, das hatte sie gut verinnerlicht. Er hatte geschafft, was er wollte.

Bis ins Tiefste verunsichert, wagte sie sich nur auf ihr bekannte Strecken, wenn möglich nicht in der Nacht und schon gar nicht bei Schnee und Eis.

Sie parkte schlecht ein, fuhr nie schneller als 120 Stundenkilometer und ließ das Auto wenn irgend möglich stehen.

An diesem Tag jedoch saß sie fröhlich hinter dem Steuer, obwohl es stimmte! Franz hatte recht. Bis in die Innenstadt mit dem Auto? Niemals! Das wagte sie nicht.

Er hatte immer ihre Ängste geschürt, ihre Fahrkünste an den Pranger gestellt, sie aufs Tiefste blamiert. Irgendwann

hatte er es geschafft. Sie glaubte nun auch, dass sie es niemals können würde.

Also lenkte sie den Wagen gemächlich bis ans Ende der A 66, und je näher sie Frankfurt kam, je deutlicher sich die ersten Wolkenkratzer am Horizont abzeichneten, desto aufgeregter wurde sie. Nach der letzten Rechtskurve, dort, wo früher die großen Warnleuchten mahnten, das Tempo zu drosseln, sah sie an der Ampel einen der U-Bahnzüge in Richtung Enkheim fahren und ihr Herz hüpfte vor Freude. Sie war da. Sie bog links in die Borsigallee und nur wenige Meter später ging es ins Park-und-Ride-Parkhaus.

„Bitte parken Sie auch im Keller!“, hatte sie gelesen.

Nur nicht das, das wollte sie nicht. Jetzt stand sie auf dem Dach des Parkhauses im dritten Stock, gleich neben der kleinen Glaspypamide mit der Metallspitze, mit der Treppe drinnen und der stets abgeschlossenen Tür.

Sie hatte es geschafft. Bald würde sie in der Stadt sein.

Sie atmete durch. Frankfurt und ihr Tag.

Vom Dach hatte sie einen grandiosen Blick auf die Stadt. Die Bankentürme in der Innenstadt, der Fernmeldeturm weiter rechts ganz außen, der Messeturm und auf der anderen Seite Flugzeuge im Landeanflug, eines nach dem anderen, schon ganz tief unten, wie an einer Perlenschnur aufgereiht. Das Rauschen des Verkehrs drang bis nach oben.

Dumpf, gleichmütig, penetrant.

Sie lächelte milde.

Jetzt störte er sie nicht mehr, dieser gönnerhafte Satz:
„Du darfst dir etwas kaufen!“